

Was kann der Kanton St.Gallen zur Ärzteausbildung beitragen?

Die Ärzteknaptheit erfordert entsprechende Massnahmen. Eine davon ist das Projekt «Medical Master St.Gallen». Am Standort St.Gallen gäbe es die notwendigen Ressourcen und Fähigkeiten zur Ärzteausbildung bereits heute, meint Valentin Rehli, Arzt und Kantonsrat.

mit Valentin Rehli sprach Heinz Gmür

Schweizweit werden jährlich 1200 bis 1300 Ärzte benötigt. Ausgebildet werden aber bedeutend weniger: Nicht ganz 800 waren es, die im Jahr 2013 ihren Master in Humanmedizin machten.

Mit dem «Medical Master» will der Kanton St.Gallen, in welchem bald jeder zweite Arzt aus dem Ausland kommt, nun einen Beitrag zur Linderung des Ärztemangels leisten. Deshalb wird das Projekt «Medical Master» vorangetrieben, mehrere Varianten für die Ärzteausbildung am Standort St.Gallen sollen geprüft werden.

Kantonsrat Valentin Rehli (CVP, Walenstadt), Arzt und im öffentlichen Gesundheitsbereich in den Kantonen St.Gallen und Graubünden tätig, liegt das Projekt am Herzen. Als Mitglied der vorberatenden Kommission des Kantonsrats «Strategische Entwicklung der Universität St.Gallen» ergeben sich für ihn weitere Berührungspunkte mit dem Thema.

Herr Rehli, in der Ostschweiz herrscht ein Mangel an inländischen Ärzten. Dem will man mit dem «Medical Master» begegnen. Worum handelt es sich dabei?

VALENTIN REHLI: Letztlich geht es darum, dass wir in St.Gallen Ärzte und medizinisches Fachpersonal ausbilden können – auch für die Ostschweiz generell. Im Zentrum steht dabei das Kantonsspital St.Gallen, in dem heute schon ein riesiges Ausbildungspotenzial – habilitierte Professoren und qualifizierte Chef- und leitende Ärzte – zur Verfügung steht. Da es sich um ein Ostschweizer Standortprojekt handelt, könnte ich mir auch die spätere Einbindung des Kantonsspitals Graubünden in Chur vorstellen. Für die Ostschweiz ist das Projekt wichtig, auch weil man weiss, dass Ärzte gerne in der Region bleiben, in der sie ihre Ausbildung abgeschlossen haben...

Auch die Universitäten Zürich und Freiburg oder die Kantone Luzern und Tessin wollen die Ausbildung an ihren Universitäten und Fakultäten anbieten. Weshalb also auch noch St.Gallen?



Arzt und Kantonsrat: Valentin Rehli.

Auf der Karte des Medizinstudiums bilden wir östlich von Zürich einen weisen Fleck. Im Westen der Schweiz gibt es hingegen eine ganze Universitätsachse Basel–Bern–Lausanne–Genf. Aus diesem Umstand heraus resultiert beispielsweise die Tatsache, dass es in der Ostschweiz deutlich mehr ausländische

Ärzte hat als etwa in der Westschweiz. **Um sich im Standortwettbewerb behaupten zu können, braucht St.Gallen ein gutes Dossier. Liegt ein solches bereits vor?** Da wir von Bundesbern eine Integration in die Hochschullandschaft – und auch die notwendigen finanziellen

Mittel – bräuchten, ist ein solches Dossier sehr wichtig. Ein solches ist am Entstehen – und die Zeit drängt...

Für die Ausbildung von Ärzten unter Beteiligung der Universität St.Gallen sind drei verschiedene Varianten in Abklärung: ein kompletter Masterstudiengang mit einem externen Bachelor, ein Teil-Masterstudiengang in Kooperation mit einer bereits bestehenden medizinischen Fakultät und die Möglichkeit eines späteren Ausbaus des Studiengangs zu einem Vollstudium mit Bachelor- und Masterabschluss. Können Sie das präzisieren?

Im Medizinstudium kann man bis zum Bachelor von vorklinischen und vom Bachelor zum Master von klinischen Studiengängen sprechen. Bis zum Bachelor geht es also um medizinische und naturwissenschaftliche Grundfächer, nachher um eine Ausbildung «am Krankenbett» mit Fächern wie innere Medizin oder Chirurgie. Nebenbei: Früher gab es auch, zum Beispiel im Spital Walenstadt, regelmässige klinische Visiten und auszubildende Studenten von der Universität Zürich.

Zu den Varianten. Persönlich erachte ich den Masterstudiengang mit externem Bachelor – etwa an der Uni Zürich – als realistischste Variante. Ich könnte mir auch vorstellen, dass man einen Teil-Masterstudiengang zusam-

men mit einer anderen Universität macht. Die Variante Vollstudium dünkt mich die am schwierigsten realisierbare – auch aus infrastrukturellen und finanziellen Überlegungen. Für die ersten beiden Varianten spricht auch, dass die Uni St.Gallen kein wesentliches Platzproblem bekäme, weil der «Masterteil» der Ausbildung ja vorwiegend in den Spitälern und Kliniken passiert. Vielleicht gibt es ja noch weitere Varianten, welche die Projektgruppe der Regierung vorlegen wird. Es wird dann an der Regierung sein, dem Kantonsrat zu gegebenem Zeitpunkt einen realistischen und kostengünstigen Vorschlag im Rahmen einer Botschaft auszuarbeiten. Das Vorhaben ist absolut dringend.

Heute ist das Kantonsspital St.Gallen mit seinen rund 60 habilitierten Professoren und Chefarzten, die für mehrere Universitäten, so für Zürich, Basel und Bern, ausbilden, eine vergleichsweise günstige Ressource für andere. Zugleich überweist die Ostschweiz jährlich 18,4 Mio. Franken für ihre Medizinstudenten an andere Kantone...

Auch in unserer Spitalregion, etwa in Grabs, hat es Habilitierte, die man für die Ausbildung in St.Gallen einsetzen können sollte. Zudem fliessen die Bundesgelder sowieso; entweder partizipieren wir oder sie fliessen an uns vorbei.

Chronologie «Medical Master»

November 2013: Kommission für Aussenbeziehungen (KfA) diskutiert mit St. Galler Ständeräten «die unbefriedigende Ausbildungssituation von Ärzten in der Schweiz, namentlich in der Ostschweiz und im Kanton St. Gallen».

April 2014: Bericht der KfA an den Kantonsrat. Der Antrag lautet: «Die Regierung wird eingela-

den, Möglichkeiten zu prüfen, welchen Beitrag der Kanton St. Gallen bzw. die Ostschweiz mit Standort St. Gallen (Kantonsspital) zur Anhebung der Zahl der Mediziner-Studiplätze leisten kann (...).»

April 2014: Kantonsratsbeschluss 370 000 Franken: «In einem Projekt unter Mitwirkung der Univer-

sität St. Gallen soll ein Konzept für die Einführung eines Medical Masters St. Gallen entwickelt werden.» **Juni 2015:** Projektauftrag «Medical Master St. Gallen» der St. Galler Regierung. **November 2015:** KfA diskutiert Projekt mit den St. Galler Ständeräten sowie den aktuellen Stand auf Bundesebene.

Schweden reissen sich Cedes unter den Nagel

Die Cedes AG in Landquart wird Teil eines schwedischen Konzerns. Für Patron Beat De Coi (Sargans) ist das eine hervorragende Neuigkeit.

von Milena Caderas

Landquart/Sargans. – Die Nachfolge im Landquarter Unternehmen Cedes ist geregelt. Rund 230 Mitarbeiter am Standort Landquart (sowie weitere 170 weltweit) arbeiten bald für den schwedischen Konzern Assa Abloy. Die Gründerfamilie um Brigitte und Beat De Coi aus Sargans unterzeichnete vor zwei Tagen einen Aktienkaufvertrag, wie gestern bekannt wurde.

Möglichkeiten für den Standort

Für die Mitarbeitenden ändert sich mit dem Verkauf nichts. Sorgen um einen Arbeitsplatzabbau brauche sich niemand zu machen, sagt Beat De Coi. Im Gegenteil: Mittel- bis langfristig kann er sich durchaus vorstellen, dass neue Stellen hinzukommen. «Ich bin überzeugt, der Verkauf ist eine Riesenchance

für den Standort Landquart», sagt De Coi. Dass in Zukunft alles von Skandinavien aus gesteuert wird, davor hat der Cedes-Chef keine Angst. Die Konzentration in den Kernkompetenzen Forschung, Entwicklung sowie hochautomatisierte Produktion machten den Standort Landquart stark, auch in einem internationalen Geflecht.

Zwei ungleiche Partner

Dass Cedes Teil eines Weltkonzerns wird, ist alles andere als selbstverständlich. Die Anfänge waren bescheiden. Gegründet wurde die Firma von Brigitte und Beat De Coi vor fast 30 Jahren. Cedes feiert im kommenden Jahr Jubiläum. Seit der Gründung 1986 entwickelte sich der Betrieb mit Hauptsitz in Landquart zum führenden Anbieter für Sensoren für Aufzüge, Türen und Tore.

Die neuen Partner aus Schweden sind nicht unbekannt. Wie es in der Medienmitteilung heisst, ist Assa Abloy in den Bereichen Türautomation und Zutrittssicherheit tätig. Assa Abloy ist eine internationale Gruppe mit rund 44 000 Mitarbeitern in über 70 Ländern. Im Markt für elektromechanische Zutrittskontrollen, auf den sich der schwedische Konzern konzentriert, ist Assa Abloy Weltspitze.

Assa Abloy profitiert von der neuesten Akquisition. Cedes bringt nämlich wichtiges Know-how in den Konzern ein. Als einzige Firma im Konglomerat kennen sich die Schweizer im Bereich Sensorentechnik aus.

Wer jetzt aber glaubt, der Verkauf falle De Coi schwer, sieht sich getäuscht. Wehmut kommt keine auf. Man müsse loslassen können, meint De Coi. «Das ist wie bei der eigenen Fa-

milie. Wenn man ein Kind jung verliert, ist das sehr schlimm. Wenn die Kinder erwachsen werden und ausziehen, selber Kinder bekommen, beobachten das die Eltern stolz.»

Bei Assa Abloy sieht er sein Unternehmen in besten Händen. Laut Beat De Coi war Cedes für viele Investoren interessant. «Mir war es wichtig, Cedes nicht an einen Investor zu verkaufen, der am kurzfristigen Profit interessiert ist und einen Trümmerhaufen hinterlässt.»

Die Verbindung mit Assa Abloy habe ausgezeichnete Zukunftsaussichten und jede Menge Wachstumspotenzial.

Ganz von der Bildfläche verschwindet der Chef zumindest vorerst aber noch nicht. Über einen Beratervertrag bleibt Beat De Coi dem Unternehmen – mindestens für die nächsten drei Jahre – erhalten.

